

LEO BORN

be
THRILLED



LAUTLOSE SCHREIE

EIN MARA BILLINSKY THRILLER

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Teil 1: Kinderaugen

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

Teil 2: Blutroter Winter

22

23

24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37

Teil 3: Ein Stück Leben

38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52

Teil 4: Am Abgrund

53
54
55
56
57

58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68

Über dieses Buch

An einem eiskalten Morgen auf einem Feld nahe Frankfurt macht die Polizei eine grausame Entdeckung: Die Leichen von sieben Kindern. Und die Opfer müssen vor ihrem Tod ein furchtbares Martyrium durchgemacht haben. Darauf deuten frische Operationsnarben an ihren Körpern hin. Mara Billinsky ist zutiefst erschüttert – und zugleich fest entschlossen: Sie will den Täter um jeden Preis fassen. Dabei verärgert sie mit ihren eigenwilligen Ermittlungsmethoden und ihrer sturen Art nicht nur ihren Chef, sondern auch den neuen Staatsanwalt. Doch die »Krähe«, wie Mara von ihren Kollegen genannt wird, bleibt hartnäckig und kommt so einem Verbrechen auf die Spur, dessen Ausmaße sie fassungslos machen ...

Bewegend, erschreckend und unglaublich spannend – Mara Billinsky ermittelt wieder!

Über den Autor

Leo Born ist das Pseudonym eines deutschen Krimi- und Thriller-Autors, der bereits zahlreiche Bücher veröffentlicht hat. Der Autor lebt mit seiner Familie in Frankfurt am Main. Dort ermittelt auch – auf recht unkonventionelle Weise – Kommissarin Mara Billinsky. »Lautlose Schreie« ist nach »Blinde Rache« der zweite Band mit der ungewöhnlichen Ermittlerin.

Leo Born

Lautlose Schreie

Ein Mara-Billinsky-Thriller



beTHRILLED

Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Arno Hoven

Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt

Covergestaltung: Massimo Peter-Bille unter Verwendung von Motiven ©

shutterstock: Dmitriev Lidiya | Midiwaves | Yeghishe Serobyan | KHIUS

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-5275-7

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Teil 1

Kinderaugen

1

Er senkte die Lider, um sich zu sammeln und tief durchzuatmen.

Sofort nahm er den Geruch des Desinfektionsmittels stärker wahr. Sekunden verstrichen, bis er die Lider wieder hob. Er konnte auch den Schweiß riechen. Das Blut. Und die Angst. *Todesangst*. Sie erfüllte den Raum wie etwas, das mit Händen zu ertasten war.

Er sah kurz zu dem Strahler an der Decke, der alles in grelles Licht tauchte. *Den Mundschutz vor die Lippen setzen, die Handschuhe aus Natur-Latex überstreifen. Erneut durchatmen.*

Langsam drehte er sich um.

Diese unerträgliche Stille, die an seinen Nerven zerrte.

Jemand trat beiseite, um ihm den Blick auf den Operationstisch freizugeben.

Er setzte sich in Bewegung, ging mit langsamen Schritten auf den Chromtisch zu und wünschte sich in diesem Moment, am anderen Ende der Welt zu sein.

Oder tot.

Sein Blick erfasste den Patienten, der rücklings auf dem Tisch lag, festgeschnallt an Hand- und Fußgelenken. Ein Junge von vielleicht elf oder zwölf Jahren, der plötzlich den Kopf drehte und ihn anstarrte. Große dunkle, runde Augen, in denen sich eine gewaltige Furcht offenbarte.

Abrupt hielt er inne.

»Wo ist der Anästhesist?« Seine Stimme, die ihm fremd und hart vorkam, zerschnitt die angespannte Ruhe ringsum.

»Er ist nicht da«, antwortete ein Helfer, der aufreizend ruhig klang.

»Wieso nicht?«, fragte er entgeistert.

»Er ist verhindert.«

»Wollt ihr mich verarschen?«

»Keine Sorge. Es wurden Vorkehrungen getroffen.«

»Vorkehrungen? Schafft mir einen Anästhesisten heran!«

»Das ist wirklich kein Problem. Alles wird reibungslos ablaufen.«

»Ach? Kein Problem? Was soll das heißen? *Kein Problem?*« Eine Panik breitete sich in ihm aus, die aus jeder seiner Silben drang.

»Der Kleine kann schreien, so laut er will«, erwiderte der andere unverändert gelassen. »Trotzdem wird kein Ton über seine Lippen kommen.«

»Warum?«, schrie er mit schriller Stimme. Auf seiner Stirn bildete sich eiskalter Schweiß.

Die Augen des Jungen starrten ihn weiterhin gebannt an. Angstzerfressen, verzweifelt, wehrlos.

»Seine Stimmbänder sind gelähmt«, erklärte der Helfer in sachlichem Tonfall.

»Wie bitte?«

»Diphtherietoxin. Man hat es ihm gespritzt. Mehrfach. Sie können es mir glauben: Seine Stimmbänder sind gelähmt. Wir werden seine Schreie nicht hören. Niemand wird sie hören.«

Er fühlte, wie ihm schlecht wurde. Sein Magen schien sich zu einer Kugel zusammenzuballen. Er war überzeugt, dass er sich gleich würde übergeben müssen. Ein widerlich säuerlicher Geschmack breitete sich in seiner Mundhöhle aus.

»Kann der Junge uns verstehen?«, brachte er mühsam heraus.

»Nein, er spricht Ihre Sprache nicht.«

Er schluckte und wollte etwas antworten, doch er wusste nicht, was er hätte vorbringen können. Die weißen

Wände, die Stille, das Flackern in den Augen des Jungen. Er unterdrückte ein Würgen.

»Wir sollten anfangen«, sagte der Helfer.

Er wollte losrennen. *Nichts wie raus hier!* Alles in ihm drängte zur Tür. Aber er blieb auf der Stelle stehen, regungslos, wie paralysiert. Der Schweiß strömte an seinem Gesicht herab, seine Hände unter dem Natur-Latex waren dagegen wie von einer Eisschicht überzogen. Als würde er sie nie wieder benutzen können.

»Lassen Sie uns endlich beginnen.« Die Stimme wurde drängender.

Diese großen runden Augen. Diese beschämende Angst in ihnen. Die bebenden Lippen, die sich zu einem Schrei verzerrten, der lautlos war – und den er doch in seinen Eingeweiden fühlen konnte.

Er begann heftig zu zittern, und alles löste sich in dem Moment auf, als ihm eine Hand sanft über den Kopf strich.

Hilflos blinzelte er in die jäh über ihn gekommene Finsternis.

Der Gestank des Desinfektionsmittels, die Gerüche von Schweiß und Blut, die Augen des Jungen – nichts davon war noch da. Nur Dunkelheit. Und die Finger, die sein Haar streichelten.

»Ein Traum«, raunte sie ihm zu. »Nur ein Traum.«

Er atmete heftig. Sein Herz trommelte in der Brust.

Sie zog ihre Hand zurück. »Schlaf weiter.«

»Ja«, gab er zurück, tonlos, kaum hörbar.

Als gleich darauf ihr gleichmäßiges Atmen zu hören war, zog er die Decke von seinem Körper. Mit langsamen, nahezu lautlosen Bewegungen stieg er aus dem Bett. Im Haus herrschte Stille. Die vertrauten Konturen des Schlafzimmers hoben sich gegen die Schwärze der Nacht ab: der Kleiderschrank, das Bett, das Viereck des Fensters, die offenstehende Tür, durch die er nach draußen schlich.

Auf nackten Fußsohlen ging er über den Parkettboden ins Bad. Geräuschlos machte er die Tür zu. Er knipste eine

kleine Lampe an, die einen dezenten Lichtschein in den Raum warf. Den Kopf hielt er gesenkt, eine ganze Weile, und nur widerwillig hob er schließlich das Kinn, um sich dem Anblick seines eigenen Gesichtes im Spiegel zu stellen.

Er musterte sich. Die dünnen Falten, die sich um die Augen und die Mundwinkel gebildet hatten. Den schmalen, harten Strich, den die Lippen formten.

Wie hatte es nur so weit mit ihm kommen können? Wann war er an den Punkt gelangt, an dem sein Leben eine andere Richtung genommen hatte? Und wieso hatte er es überhaupt nicht bemerkt, dass er dabei war, ins Bodenlose zu stürzen?

Er hatte ihre Stimme noch im Ohr. *Nur ein Traum.*

Nein, sagte er sich stumm. Es war eben nicht nur ein Traum gewesen. Sondern eine Erinnerung. Eine von vielen. Erinnerungen, die ihn Nacht für Nacht heimsuchten, die sein Innerstes zerfraßen, die wüteten wie bösartige Geschwüre.

Er schaltete das Licht wieder aus und war dankbar für die Dunkelheit, die ihn sofort umschloss. Und doch sah er alles nur noch deutlicher vor sich.

Den Abgrund, der sich vor ihm auftat.

Die Gesichter. Das Leiden. Das Blut.

Kein Albtraum konnte schlimmer sein als das, was er erlebt hatte.

Als das, was er getan hatte.

2

Tote Augen starrten sie an.

Ein eisiger Schauer rieselte Mara Billinsky den Rücken hinunter. Etwas in ihr drängte sie dazu, den Blick abzuwenden, doch sie widerstand dem Impuls. Eingehend betrachtete sie die beiden Leichen. Die Haut der Wangen war grau und matt wie getrockneter Lehm, das Haar stumpf und mit Dreckklumpen verklebt; die Beine und Arme waren seltsam verrenkt, die gekrümmten Finger wirkten wie Krallen.

Zum Teil waren die Körper noch bedeckt von schwerer Erde und Schneematsch. Als versuchten sie, sich auf gespenstische Weise aus dem Grab herauszuwühlen, in dem man sie verscharrt hatte.

Mara blendete die leisen Gespräche der Kollegen um sie herum aus, lieferte sich voll und ganz dem erschütternden Anblick aus. Sie war darum bemüht, jede Einzelheit in sich aufzunehmen. Gerade die Details waren das, was besonders tief ging, was Spuren hinterließ. Etwa die billigen Ohrstecker und das rosafarbene Blümchen-Armband des Mädchens oder die knallgelben, mit bunten Tupfern verzierten Socken, die der Junge an den Füßen trug und die fast unnatürlich grell herausstachen.

Das waren die Dinge, an die man sich erinnern würde. Erst recht in Momenten, in denen man am wenigsten damit rechnete. Leichen ansehen zu müssen war immer etwas Beklemmendes. Doch wenn es sich um Kinder handelte, war es noch schlimmer, dann traf es einen bis ins Mark.

Mara schätzte den Jungen auf höchstens acht, das Mädchen auf sechs. Leben, die gar nicht gelebt worden waren.

Schwer zu sagen, wie lange die beiden hier schon gelegen haben mochten. Das würden die Spezialisten herausfinden müssen. Bisher waren jedoch noch nicht alle Beamten von der Kriminaltechnik eingetroffen. Jedenfalls schien die kalte Erde die toten Kinder gut erhalten und den Verwesungsprozess verzögert zu haben.

Nach einer Weile hob Mara wieder den Blick, drehte sich nach links und rechts, um auch die Umgebung auf sich einwirken zu lassen. Hinter ihr befanden sich die Gebäude von Frankfurt-Oberrad. Weit vor ihr erhob sich die Frankfurter Skyline. Durch die Entfernung und die vor Kälte scheinbar vibrierende Februarluft kam sie Mara eigenartig unwirklich vor, eine Fata Morgana aus Stahl und Glas. Um sie herum breitete sich eine trostlose Ebene aus. Wie ein erstarrter brauner Ozean mit einer Gischt aus vereinzelt schmutzig weißen Schneeflecken. Es war ungenutztes Brachland, auf dem nichts gedeihen konnte. Früher hatten hier landwirtschaftliche Lagerhallen gestanden, die allerdings abgerissen worden waren. Eine menschenleere Gegend.

Ein ganzes Stück weiter, wo die Erde fruchtbarer war, nahmen weitläufige Felder verschiedener Gärtnereibetriebe ihren Anfang. Dort wurden Feldsalat und Rauke angebaut, aber vor allem die Kräuter für die berühmte Frankfurter Grüne Soße. Jan Rosen, Maras Kollege, hatte sie in seiner wie üblich beflissenen Art darüber informiert, als sie hierhergefahren waren.

Jetzt stand Rosen etwas abseits bei dem Rentner, der bei einem ausgedehnten Querfeldeinausflug mit seinem Schäferhund beinahe über die beiden Toten gestolpert war und die Polizei per Handy informiert hatte. Gewohnt rücksichtsvoll befragte Rosen den Mann, dessen Gesicht kalkweiß war.

Das zeitweilige Ansteigen der Temperaturen und die heftigen Regenfälle während der letzten Tage hatten die Erde aufgewühlt und so den grausigen Fund erst

ermöglicht. Mittlerweile herrschten wieder Minusgrade. Ein eisiger Wind riss an Maras schmaler, fast zierlicher Gestalt. Doch die Kälte, die ihr am meisten zusetzte, rührte von den toten Augen her, die sie zu betrachten schienen.

Wer hatte diese Kinder verscharrt?, fragte sie sich. Wem waren sie im Weg gewesen?

Es war Glück, dass man sie in dieser Einöde überhaupt gefunden hatte. Auf der Fahrt hierher waren Mara und Rosen nach der Ortsausfahrt von Oberrad lediglich an einem einzigen Gebäude vorbeigekommen: einem in die Jahre gekommenen, offensichtlich leerstehenden dreistöckigen Kasten mit Mansarddach. Wirklich ein Niemandsland.

Kurz nach ihnen war auch ihr Chef eingetroffen, Hauptkommissar Rainer Klimmt. Er unterhielt sich gerade mit zwei Leuten von der Spurensicherung, die den Fundort mit einem rot-weißen Plastikband kenntlich gemacht hatten. Als er bemerkte, dass Mara ihn musterte, stapfte er über den vereisten Boden auf sie zu, grimmig und misstrauisch, wie meistens. Vor allem, wenn er mit ihr zu tun hatte.

»Und?« Bei seinen Fragen an Mara benutzte er zumeist nicht mehr Wörter, als notwendig waren.

»Wir sind auch erst vor ein paar Minuten angekommen. Zwei Kinder ...«

»Das sehe ich selbst«, unterbrach er sie. »Wie sind sie gestorben?«

»Das können wir noch nicht sagen.« Sie spähte in den Nachmittagshimmel, der sich verdunkelte. Aschgraue Wolken verbissen sich ineinander. Womöglich würde es neue Schneefälle geben.

»Irgendeinen Hinweis auf ihre Namen, ihre Herkunft?«, wollte Klimmt wissen.

»Bevor wir mit einer ersten gründlicheren Untersuchung beginnen können«, entgegnete Mara betont sachlich, »müssen wir warten, bis sie vollkommen von der

Erde befreit sind. Aber das dauert sicher noch, weil man mit besonderer Vorsicht vorgehen ...«

»Schon gut«, fiel er ihr zum zweiten Mal ins Wort.

Ihm wäre es lieber, Mara nicht mehr in seinem Team zu haben. Doch nachdem es ihr gelungen war, bei einer aufsehenerregenden Mordserie die Täterin zu stellen, hatte er momentan keine Argumente für ihren Rauswurf.

Klimmt deutete auf den Rentner in der wetterfesten Kleidung, der nach wie vor von Jan Rosen befragt wurde. »Der Mann dort: Hat er die Toten entdeckt?«

Mara gab keine Antwort. Etwas, das lediglich ein paar Meter entfernt war, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie ging los, ließ Klimmt einfach wortlos stehen und nahm aus dem Augenwinkel wahr, dass ihm diese Respektlosigkeit nicht passte, was sie allerdings nicht im Geringsten kümmerte.

Reifenspuren.

Und gleich daneben Fußabdrücke, die eine oder vielleicht auch zwei Personen hinterlassen hatten.

Mara bewegte sich genau darauf zu. Das Gelände wurde ein wenig abschüssig. Sie rutschte auf etwas aus und konnte gerade noch verhindern, auf ihrem Hinterteil zu landen.

Unwillkürlich sah sie nach unten und entdeckte einen hellen Fleck auf dem matschigen Untergrund.

Sie erstarrte.

Eine menschliche Hand ragte aus der Erde hervor, als wollte sie Mara einen Hinweis geben.

Darauf war sie ausgerutscht.

Die beiden Kinder waren offenbar nicht die Einzigen, die in dieser tristen Landschaft ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Mara drehte sich um. Sie sah zu Klimmt, der sie beobachtet hatte, und winkte ihn mit einer knappen Handbewegung heran. »Kommen Sie.«

Ihr Blick richtete sich wieder nach vorn. Nur einige Meter entfernt konnte sie im Matsch roten Kleidungsstoff erkennen. Und ein Stück weiter einen schwarzen Haarschopf. Mara schluckte. Und noch ein Stück weiter gab die Erde abermals Stoff frei: Dem ersten Eindruck nach handelte es sich um den Ärmel einer blauen Jacke.

»Was ist denn?«, hörte sie hinter sich Klimmts brummige Stimme.

»Das ist ein verdammt Friedhof«, sagte sie, mehr zu sich selbst als zu ihm.

Er erschien neben ihr und blieb stehen. »Was?«

»Die beiden Kinder sind nicht die einzigen.« Mara bedachte ihn mit einem kurzen harten Blick aus ihren dunklen Augen, ehe sie weiterschritt. Sie hatte sich nicht getäuscht. Hier waren noch weitere Leichen verscharrt worden. Eine neuerliche Windböe zerrte an ihr. Klimmt rief ihr etwas hinterher, aber sie achtete nicht darauf.

Ein furchtbares Gefühl erfasste sie.

Auf einmal war sie sich ganz sicher, dass dieser Fund nur der Auftakt war. Der Auftakt zu etwas Größerem. Etwas Grauererregendem. Mara konnte plötzlich das Unheil spüren, das von dieser Stelle inmitten des Niemandslandes ausging. Wieder lief ein eiskalter Schauer über ihren Rücken.

3

Die Stimmen der menschlichen Bluthunde ließen Shaqayeg aus dem Schlaf hochschrecken. Ihre Lider flatterten. War es Tag oder Nacht? Dieses große kalte Zimmer war immerzu ein finsternes Loch. Eine weitere Station auf ihrem Weg in die Hölle.

Sie fuhr sich übers Gesicht. Als ihre Hand zu zittern begann, wurde sie sich wieder der Kälte bewusst, die ihr unter die Haut gekrochen war. Und sie spürte aufs Neue den Hunger, der in ihrem Magen nagte wie ein Wurm. Kälte und Hunger: ihre einzigen beständigen Begleiter, wenn man von der Angst absah, die so tief in ihr saß, dass sie sie manchmal sogar vergaß.

Ihre Augen hatten sich so an die Dunkelheit gewöhnt, dass sie zunächst nichts erkennen konnte, als der Lichtstrahl einer Taschenlampe durch das Zimmer tanzte. Dann aber sah sie menschliche Umrisse. Da waren sie, die Bluthunde: die Männer, denen sie ausgeliefert war und die ihr Schicksal in den Händen hielten. Ihres und das der anderen abgerissenen Gestalten, die sich hier zusammenkauerten. Auf löchrigen Teppichen und Decken, die nicht im Geringsten vor der unbarmherzigen Kälte des gefliesten Bodens schützten. Sie froren, zitterten, hungerten; und oftmals verfielen sie in eine Apathie, die der Furcht vor dem Tod etwas von ihrem Schrecken nahm.

Das Bellen der Bluthunde wurde aggressiver, bösartiger. War irgendetwas vorgefallen? Was war los? Eine Hand packte Shaqayeg an der Schulter und riss ihre dürre Gestalt mühelos empor. Ein paar Sekunden lang stand sie mühsam auf wackligen Beinen, dann wurde sie in den Flur gedrängt. Ihr Blick fiel auf die offene Kellertür, aus der ein

Geruch nach oben drang, der ihr vom ersten Moment an unheimlich gewesen war. Durch die Haustür ging es nach draußen.

Sie wurde von nächtlicher Finsternis und eisiger Luft empfangen. Über ihr wölbte sich ein wolkenverhangener Himmel, der nur ganz vereinzelt Sterne funkeln ließ.

Einige Momente lang stand sie nur da, inmitten einer Traube schlotternder Menschen. Was hatte das zu bedeuten? Hieß es Abschied nehmen von diesem Haus des Gestanks?

Die Eingangstür wurde mit einem dumpfen Knall zugeschlagen. Und wie aus dem Nichts war die Angst wieder ganz gegenwärtig in Shaqayeg. Die Bedrohung des Todes hatte all ihre Wucht zurückgewonnen.

Sie werden uns umbringen, sagte sie sich.

Die Bluthunde schrien Anweisungen, schoben sie vorwärts, trieben sie an. Über Schneematsch hinweg wurden sie zu einem Lastwagen gebracht. Auf der Ladefläche drängten sie sich dicht aneinander – die Nähe war der einzige Schutz vor der Kälte. Die Plane wurde heruntergelassen, und eine neue zermürbende Dunkelheit umfing sie alle. Sie fielen gegeneinander, als der Laster anfuhr und über den zerklüfteten Boden hinwegruckelte.

Nach einigen Minuten bewegte sich das schwerfällige Gefährt gleichmäßiger – offenbar hatten sie eine asphaltierte Straße erreicht. Shaqayeg schloss die Augen. Sie hörte den Motor und die Stimmen, die in einer fremden Sprache leise und monoton vor sich hin redeten. Gebete. Was sonst? Sie hatte die Wortfetzen so oft gehört, dass sie fast meinte, den Inhalt verstehen zu können. Sie selbst betete nicht. Was sollte das bringen in einer Welt, in der es keinen Gott gab?

Das Fahrzeug beschleunigte. Der Fahrtwind riss an der Plane, die heftig zu klatschen begann. Der Motor wurde lauter und überdeckte die Stimmen.

Shaqayeg musste daran denken, dass sie weniger geworden waren. Zuerst hatte sie das für ein gutes Zeichen gehalten. Man hatte ihnen ja auch mit Nachdruck begreiflich gemacht, dass die Ersten von ihnen bereits richtige Unterkünfte bezogen hätten – und in einem neuen, besseren Leben angelangt wären. Doch inzwischen zweifelte sie an jedem Wort, das die Männer äußerten. An jedem ihrer Blicke, jeder ihrer Gesten.

Sie hätte nicht einschätzen können, wie lange sie bereits unterwegs waren, als auf einmal das Tempo deutlich verringert wurde. Der Lastwagen beschrieb noch einige Kurven, der Untergrund wurde wieder tiefer und schwerer, dann kam das Fahrzeug zum Stehen.

Alle mussten von der Ladefläche hinunterspringen.

Im ersten Moment war Shaqayeg überzeugt, dass sie dort angekommen waren, wo die Fahrt begonnen hatte: Vor ihnen schälte sich die Silhouette eines Hauses aus der Dunkelheit. Doch rasch wurde ihr klar, dass es sich um ein anderes Gebäude handelte.

Erneut wurden Anweisungen gebellt, der Lichtstrahl der Taschenlampe bohrte sich in die Nacht. Die Tür des Hauses wurde geöffnet. Also doch nicht – das Ende?

In der Ferne leuchteten die Lichter einer Stadt. War das Frankfurt? Den Namen hatte Shaqayeg zuletzt häufig gehört. Wie eine Großstadt kam ihr dieser Ort allerdings nicht vor. Sie befanden sich gewiss irgendwo auf dem Land.

Gleich darauf mussten sie sich in einer Reihe aufstellen. Im Gänsemarsch ging es auf das schwarze Viereck des Eingangs zu. Der nächste Höllenschlund wartete darauf, sie alle zu verschlucken.

Ein kleiner Junge fiel zu Boden, nur einige Meter vor Shaqayeg.

Alle hielten inne.

Einer der Bluthunde sprang herbei und zog den Jungen hoch. Doch der Kleine sank sofort wieder zu Boden. Zwei

ältere Jungen wollten ihm jetzt ebenfalls helfen. Ein Durcheinander entstand, die Bluthunde wurden wütend.

Plötzlich setzte sich Shaqayeg langsam in Bewegung. Sie agierte nur aus dem Instinkt heraus, nicht mit ihrem Verstand, nicht mit ihrem Mut, den sie ohnehin längst eingebüßt hatte. Sie schob sich weg, Schritt für Schritt fort von der langen Reihe unglückseliger Gestalten. Einige von ihnen nahmen wahr, was sie tat, zeigten jedoch keinerlei Reaktionen.

Noch ein Schritt, noch einer – vorsichtig, lautlos. Sich unsichtbar machen ... Eins werden mit der Nacht, die auf einmal nicht mehr eine weitere Bedrohung darstellte, sondern eine Verbündete.

Noch ein Schritt, noch einer, noch einer. Sie hielt die Luft an, das Herz hämmerte in ihrer Brust.

Plötzlich zerteilte der Strahl der Taschenlampe die Finsternis. Er hüpfte auf und ab, bewegte sich in ihre Richtung. Ein Bluthund schrie. Und Shaqayeg gehorchte wieder ihrem Instinkt: Sie rannte los, mitten hinein in das tote, kalte Nichts der Umgebung.

Hinter ihr das Gebrüll der Männer. Dann peitschten Schüsse. Kugeln zischten an ihr vorbei. Aber sie hastete weiter und weiter und immer weiter, genau auf die Lichter der Stadt zu.

Aus der Ebene wuchsen plötzlich winterlich kahle Sträucher und Bäume. Shaqayeg ließ sich von dem Gehölz verschlucken. Weitere Schüsse, weitere Rufe. Sie stolperte, fiel und kroch auf allen vieren weiter, sprang dann wieder auf und lief durch den Wald, dessen Bäume nicht sonderlich dicht beieinanderstanden und den Blick rasch wieder freigaben auf die Stadt.

Shaqayegs Lungen brannten, ihre Beine schmerzten, hinter ihren Schläfen pochte es. Doch sie achtete nicht darauf, sondern rannte wie nie zuvor in ihrem Leben.

Kamen die Männer näher?

Shaqayeg hatte das Gefühl, jeden Moment zusammenzubrechen; ihre Beine schienen nachzugeben.
Ja, sie kamen näher. Immer näher und näher.

4

Von ihrem Fenster im Hotel Atlantik in Hamburg konnte Evelyn Hornauer über die zugefrorene Alster blicken. Buden waren aufgestellt und Fußgänger auf dem eisigen Untergrund unterwegs. Kleine dunkle Punkte auf dem weiten Weiß. Ein Hamburg, das Evelyn fremd und neu war.

Sie kannte die Stadt bislang nur im Sommerlicht. Schöne Erinnerungen an ihre früheren Jahre, an helle, durchsichtige Nächte. Tanzende Schatten unter dichtbelaubten Bäumen. Überfüllte Straßencafés in alten Stadtteilen. Und so viel Wasser. Jede Menge Brücken. Hatte sie nicht irgendwo gelesen, dass es in Hamburg mehr Brücken gab als in Venedig? Herrliche Wochenendtrips hatten sie und ihr Mann Kai erlebt – damals, als sie nur verliebt und noch nicht verheiratet gewesen waren.

Verliebt waren sie auch heute noch. Aber die Liebe reichte manchmal nicht aus, um alles zu bewältigen.

An diesem Tag war Hamburg wie erstarrt. Der Wind heulte durch die Straßenfluchten, und die Fassaden der alten Kaufmannshäuser an der Alster wirkten abweisend in ihrer hanseatischen Strenge. Der Anblick spiegelte die Einsamkeit wider, die sich seit ihrer Ankunft in Evelyns Brust festgesetzt hatte. Ein Gefühl der Verlorenheit, der Vergeblichkeit. Als wäre am Ende doch alles hoffnungslos.

Sie hätte heulen können.

Doch dazu ließ sie sich nicht hinreißen. Sie hatte darauf bestanden, die Sache allein zu erledigen; Kai hatte zu viel zu tun. Zwei Tage sollte alles in Anspruch nehmen, nicht mehr. Sie hatte die abgesprochene Anzahlung dabei.

Und jetzt – jetzt meldete sich dieser Mann nicht mehr, der Fremde, der plötzlich in ihr Leben getreten war und

neuen Mut in ihr und Kai geweckt hatte. Ein weltmännischer Herr namens Peter Engel, in elegantem Anzug, mit manikürten Fingernägeln und vollendeten Manieren. Er hatte auf das Hotel Atlantik als Treffpunkt bestanden.

Wieso tauchte er hier nicht auf? Und warum nur ließ er noch nicht einmal etwas von sich hören?

Evelyn wandte sich vom Fenster ab und blickte gedankenverloren im Zimmer umher. Zum hundertsten Mal überprüfte sie ihr Handy. Nein, er hatte nicht angerufen. Mehrfach hatte sie es bei ihm versucht, gestern und heute, aber jedes Mal nur seine Mailbox erreicht. Sie hatte ihm zwei Kurzmitteilungen geschickt – ohne eine Antwort zu erhalten.

Morgen früh würde sie nach Hause zurückfliegen müssen. Sollte der Fremde nicht wieder auf der Bildfläche erscheinen, dann ... *Ja, was dann?*

Sie sah sich schon, wenn sie am kommenden Tag Kai gegenübertreten würde. Wenn sie beide diesen niederschmetternden Blick wechseln würden, der jedes Wort des Trostes im Keim erstickte.

Der Fremde war ihre letzte Hoffnung gewesen. Evelyn fühlte sich am Ende ihrer Energien. Ihre Angst wurde wieder stärker und drohte sie zu lähmen. Sie atmete tief durch und ließ sich auf dem Bett nieder.

Gleich würde Kai anrufen und fragen, wie es heute gelaufen wäre, nachdem sie ihm am Vorabend hatte mitteilen müssen, dass der Fremde nicht im Hotel aufgetaucht war.

Ob sie die Kraft haben würde, ihm zu antworten, dass es keinerlei Neuigkeiten gab? Dass sie, wie es schien, umsonst nach Hamburg geflogen war? Sie sah Kai vor sich. Zunächst den Kai von damals, während ihrer ausgelassenen Wochenenden in Hamburg, und dann den Kai von heute, der sie stets mit einer besorgten, unglücklichen Miene anschaute.

Schon klingelte ihr Telefon.

Wie sollte sie es ihm beibringen?

Sie erhob sich, ergriff ihr Handy, betrachtete das Display – und es war, als würde sie blitzartig einen Energiestoß erhalten und dadurch neue Kraft gewinnen.

Der Anrufer war nicht Kai.

Es war Peter Engel.

»Hallo!«, rief sie.

»Hallo, Evelyn, wie schön, Ihre Stimme zu hören.« Da war sie wieder: diese sanfte, musikalische Art zu sprechen, der leicht singende Akzent, der auf Evelyn irgendwie angenehm wirkte.

»Ich habe mehrmals versucht, Sie zu erreichen«, sagte sie atemlos.

»Es tut mir schrecklich leid, meine liebe Evelyn.« Er seufzte. »Doch bei mir geht gerade alles drunter und drüber.«

»Sie verspäten sich? Kein Problem, Peter, ich kann warten. Egal, wie lange es dauert.«

Ein kurzer Laut des Bedauerns. »Evelyn, ich fürchte, ich muss Sie enttäuschen.«

Sie öffnete den Mund, doch kein Ton kam über ihre Lippen.

»Mir ist etwas dazwischengekommen«, fuhr er fort. »Und es war mir einfach nicht möglich, Sie zu benachrichtigen. Sie ahnen nicht, wie leid mir das tut.«

»Was soll das heißen?«

»Dass ich gar nicht in Hamburg bin, Evelyn.«

Sie war wie vom Donner gerührt. »Was?«

»Es ist mir überaus peinlich.«

»Was soll das heißen?«, fragte sie abermals; ihre Stimme war tonlos, leer.

»Nun ja, im Moment kann ich Ihnen nicht behilflich sein. Aber wer weiß, wie es in einer Woche oder zwei aussieht. Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich etwas Neues weiß.«

Kurz darauf war das Telefonat vorbei, so schnell, dass Evelyn es gar nicht fassen konnte.

Innerhalb von Sekunden stürzte ihre ganze Welt in sich zusammen.

Erneut erklang der Klingelton.

Sie hatte das Telefon noch in der Hand, stand am selben Fleck wie zuvor. Das Display leuchtete auf. Diesmal war es Kai.

Was sollte sie ihm sagen?

5

Der Anblick in der Einöde bei Oberrad ließ Mara Billinsky immer noch nicht los. Auch nach einer Reihe von Dienstjahren konnte sie so etwas nicht einfach abschütteln, egal wie viel Hornhaut das eigene Herz mittlerweile haben mochte.

Sie hatte schlecht geschlafen und war mitten in der Nacht wieder aufgestanden, um die Gesichter der Toten mit einigen Gläsern *Donne del Sole* und dem Dröhnen von Punkrock aus der Musikanlage zu verjagen. Doch das hatte nicht geklappt, die Eindrücke wurden mit jedem Schluck des samtigen sizilianischen Rotweins nur noch intensiver. Die Wirkung des Alkohols beschwor außerdem Erinnerungen an Carlos Borke herauf – an die kurze Zeit, die ihr gemeinsam mit ihm geschenkt worden war. Verdammter Borke, dachte sie. Warum hatte sie es nur zugelassen, dass er ihr Herz stehlen konnte? Und warum hatte alles auf so schreckliche Art enden müssen?

Inzwischen war es früher Morgen, doch der fehlende Schlaf machte sich kaum bemerkbar. Mara war hellwach, als sie den Flur des Präsidiums hinabeilte. Sie fühlte sich wie angestachelt, regelrecht herausgefordert; sie konnte es nicht abwarten, endlich loszulegen. Denn mit Schreckensbildern wurde man am Ende nur auf eine einzige Art fertig: indem man sich in einen solchen Fall reinwühlte, ihn löste und den oder die Täter dingfest machte.

Ein Blick zur Uhr – die Besprechung würde gleich anfangen. Angespannt fragte sie sich, ob es bereits erste Ergebnisse zu verkünden gab. Die Leichen waren die ganze Nacht lang obduziert worden. Wer waren diese Kinder?,

fragte sie sich wohl zum tausendsten Mal, seit die toten Augen sie am Vortag angestarrt hatten. Sieben Kinder. Allein die Anzahl schnürte einem die Kehle zu.

In der Tür des Besprechungsraumes stand Hauptkommissar Klimmt: das schütter werdende Haar verstrubbelt, der Walrossschnurrbart zerzaust, das Kinn unrasiert, die Wangen bleich. Offenbar hatte auch er in der zurückliegenden Nacht kaum Ruhe gefunden, nur dass ihm das mittlerweile äußerlich ziemlich zusetzte.

Er schien in einer gereizten Stimmung zu sein, als er ihr entgegensah, und sie wusste nicht, ob seine schlechte Laune allein mit dem gestrigen Leichenfund oder mal wieder mit ihrer Person zusammenhing. Jedenfalls hielt sie seinem Blick stand, darin war sie schließlich geübt.

»Morgen, Chef.« Sie stoppte abrupt, da er sich nicht von der Stelle rührte, um sie in das Zimmer zu lassen.

»Kleine Planänderung, Billinsky. Ich muss das Team anders einteilen.«

»Ach?« Mara zog eine Augenbraue in die Höhe.

»Schleyer, Patzke und ich: Wir werden uns mit den verscharzten Kindern beschäftigen.«

»Das ist ein schlechter Scherz, oder?« Mit einem Schlag war ihr Ton eisig. »Wollen Sie tatsächlich so weitermachen?«

Er schnaufte genervt. »Was meinen Sie damit?«

»Sie können mich nicht kaltstellen, Sie können mich nicht auf ewig ...«

»Niemand will Sie kaltstellen«, fiel er ihr ins Wort. »Sie müssen sich um eine andere Sache kümmern.«

»Ach ja? Was gibt es denn so Dringendes für mich zu tun? Sind wieder einmal aus einem Haus billige Schmuckstücke gestohlen worden?« Damit spielte sie darauf an, dass sie kürzlich von Klimmt für eine Weile zum Einbruchsdezernat abgestellt worden war, um sich mit nicht gerade spektakulären Wohnungseinbrüchen herumzuschlagen.

»Keine Angst, Billinsky«, murmelte Klimmt. »Es geht allem Anschein nach um einen brutalen Mord. Dürfte also ganz nach Ihrem Geschmack sein.«

Sie runzelte die Stirn und musterte ihn misstrauisch, verkniff sich aber eine Antwort.

»Rosen wird Sie unterstützen. Er wartet auf Sie im Büro. Und er kennt die Einzelheiten.« Klimmt verzog die Lippen zu einem säuerlichen Grinsen. »Verlieren Sie keine Zeit.«

»Das tue ich nie – wissen Sie doch«, gab sie bissig zurück.

Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um und marschierte davon. In ihrem Rücken spürte sie Klimmts Blick.

Rosen erwartete Mara am Eingang ihres Großraumbüros und tänzelte nervös von einem Fuß auf den anderen. »Da bist du ja.« Er trug einen Rollkragenpullover in einem derart schillernden Türkiston, dass Mara sich dazu zwingen musste, nicht ständig darauf zu starren.

»Um was handelt es sich, Rosen?«

»Hm, um eine ziemlich blutige Geschichte.« Er griff rasch nach seiner Winterjacke, zog sie an und hielt ihr dann die schwarze Motorradlederjacke hin, die sie selbst bei Minustemperaturen trug – sie gehörte zu Mara wie eine zweite Haut.

Wenig später fuhren sie mit Maras schwarzem Alfa in Richtung Stadtmitte. Rosen versorgte sie mit den wenigen Einzelheiten, die ihm bislang bekannt waren. Wiederum nur kurze Zeit später standen sie nebeneinander in einer Suite des Hotels Frankfurter Hof.

Sie war etwa sechzig Quadratmeter groß und luxuriös eingerichtet im Stil der bekannten Frankfurter Architektin Bergit Gräfin Douglas. Antike Möbel, ein großes Bad aus Marmor mit modernem Flachbildfernseher über der Wanne, ein beeindruckender Ausblick auf die Frankfurter Skyline. Man musste siebenhundert Euro pro Nacht auf